

Albert Gessler

Autor(en): Wilhelm Altwegg

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1918

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/03b3e650-4d55-4c9f-abfb-11a524cf0598>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Albert Geßler.

Von Wilhelm Altwegg.

Während beinahe dreißig Jahren sind dem Basler Jahrbuch Albert Geßlers wertvolle Dienste zugute gekommen. Schon für 1888 hat er einen kleinen Aufsatz beigezeichnet, seit 1893 ist er als ständiger Mitherausgeber tätig gewesen, und noch in kränksten Tagen hat er sich um den letzten Band gesorgt und kurz vor seinem Hinschiede die Druckbogen gelesen.

Auch ohne das wäre es Pflicht, in diesem Jahrbuche seiner zu gedenken, nun, da es zum ersten Male wieder von ihm unberaten und ohne seine Mithilfe hinausgehen muß. Denn gleich lange Zeit hat er im literarischen und künstlerischen Leben Basels an sichtbarer Stelle gestanden und hat eine Wirksamkeit ausgeübt, die nicht nur weiteste Kreise berührte, sondern eine gute Weile auch eine Art von geistiger Macht bedeutete. Wohl ist ihm dabei nicht nur Anerkennung zuteil geworden. Seine mannigfaltigen Leistungen sind nicht ohne vielfachen und herben Widerspruch geblieben. Um so stärker wird aber deshalb nur das Bedürfnis sein, sich des Dahingegangenen Wesen und Wirken noch einmal zu vergegenwärtigen. Der Mann darf verlangen, daß es in aller Wahrheit geschehe, soweit Wahrheit dem möglich ist, der einst mit dem Respekt des Schülers dem gestrengen Lehrer gegenüberstand, der als angehender Fachgenosse andere Wege einschlagen zu müssen glaubte, und der erst am Ende, durch äußere Fügung ihm näher gebracht, in dem von allzu vieler Arbeit frühzeitig müde Gewordenen bei allem Unterschied der Jahre einen Freund gewonnen hat.

Geboren wurde Albert Gehler am 7. April 1862 als ältester Sohn des Malermeisters Albert Gehler in der Steinenvorstadt und seiner Frau Rosine, geborener Martin. „Meiner Mutter“, hat er selber ausgesprochen, „verdanke ich den steten Hinweis auf den Segen der Arbeit“. Die Herkunft aus einer tüchtigen Familie des guten Basler Kleinbürgertums gab ihm aber auch sonst Bestes mit: den klugen Kopf, das gesunde Temperament, die unblasierte Frische, den Blick für die Wirklichkeit, den Sinn fürs Redliche und Natürliche. Sie hat zugleich seinen Entwicklungsgang bestimmt und rückwirkend wiederum seinen Charakter gemodelt und seinem Auftreten, der Haltung und Gestaltung des Lebens die besondere Prägung verliehen. Was andern die Geburt in den Schoß wirft, mußte er sich selber erringen, und daß er der ersten Schwierigkeiten, die sich ihm entgegenstellten, fast wider Erwarten Herr wurde, das verfehlte nicht, seinen angeborenen Willen zum Weiterstreben zu stärken und ein Selbstgefühl und Selbstvertrauen zu schaffen, das keinen Zweifel kannte und vor keiner sich bietenden Aufgabe zurückschreckte.

Denn bei den einfachen Verhältnissen des Vaterhauses schien es geboten, daß der Sohn durch Erwählung eines praktischen Berufes sobald wie möglich selbständig werde. Nach Absolvierung des untern Gymnasiums und der ersten Klasse der „Gewerbeschule“ kam so Gehler mit sechzehn Jahren zu voraussichtlich vierjähriger Lehre in ein Expeditionsgeschäft. Doch das Lehrlingsleben, dessen Zwischenfälle er später gerne zum besten gab, befriedigte ihn nicht. Der Verkehr mit Prof. Friedrich Becker, dem trefflichen Deutschlehrer von der Gewerbeschule her, steigerte nur das Unbehagen mit der gegenwärtigen Existenz und die Sehnsucht, daraus herauszukommen. Und mit der Energie, die Gehler zeitlebens ausgezeichnet hat, zog der junge Mann aus dem unbehaglichen Gefühl die Konsequenz der Tat. Nach erhaltener Erlaubnis von Seiten der Eltern und eines rein

geschäftlich denkenden Oheims scheute er sich nicht, mit entsprechend jüngeren Kameraden sich noch einmal auf dieselbe Schulbank zu setzen, die er vor zwei Jahren verlassen hatte. Zunächst sollte es nur für ein Vierteljahr sein. Dann wollte er ins Seminar Unterstraf eintreten, um sich zum Primarlehrer auszubilden. Erst der Zuspruch des neuen Deutschlehrers, Dr. H. Göring, der den schon reiferen Schüler in besondere Obhut nahm und mit ihm arbeitete, ließ den Gedanken an ein Universitätsstudium aufkommen; erst die Fürsprache eines andern Oheims, der selber vom Primarlehrer Pfarrer geworden war, konnte die begreiflicherweise ängstlichen Eltern bewegen, zu solcher, mit Opfern und Ungewißheit verbundener Erweiterung der ursprünglichen Pläne ihre Einwilligung zu geben. So blieb er denn doch in seiner Schule bis zu ihrem Abschluß, und bei seinem Altersvorsprung ließen ihn die zweieinhalb Jahre mehr davontragen, als es gemeinhin der Fall zu sein pflegt. Den bestimmenden Einfluß erhielt er von Göring, der, Thüringer von Geburt und ein junger Stürmer, zwar einseitig, aber darum um so eindrucksvoller und nachhaltiger das literarische Interesse weckte. „Denn“, wie Gehler selber meint, „für Einseitigkeit ist man in diesen Jahren empfänglich, wenn sie nur aus dem Herzen stammt und Schwung hat.“ Göring führte Gehler zu Lessing, so daß sich schon der Schüler Runo Fischers Lessing-Schriften zulegte; er gab ihm die erste klare Einführung in den „Faust“, den dann der spätere Professor so besonders gern traktierte; er vermittelte ihm, wenn auch in der wenig glücklichen Form von Jordans bombastischer Nachdichtung, die Welt der altgermanischen Heldensage. Und vor allem wies er ihn auf einen Mann, der, heute zu Unrecht fast vergessen, weite Kreise der damaligen Jugend begeisterte und dessen Einfluß gar manches auch in Gehler's Wesen erklärt: auf Johannes Scherr, den leidenschaftlichen Demokraten und ebenso leidenschaftlichen Darsteller der Kultur- und Literaturgeschichte. „Scherr hat mich damals

mit seinem Feuer hingerissen; ich las alles von ihm, wurde dadurch in die Kulturgeschichte und — durch seine „Dämonen“, seine „Menschliche Tragikomödie“ usw. — auch zur Schätzung großer Persönlichkeiten geführt. Ich danke ihm das noch immer, obschon ich mir manches Scherr'sche, das man nur zu leicht annimmt, habe langsam abgewöhnen müssen.“ So lautet Gesslers Selbstgeständnis in jenem sympathischen Beitrag, den er bei Beginn des Weltkrieges zu der bekannten nationalen Rundgebung schweizerischer Intellektueller beigesteuert hat und der manchen aufschlußreichen Einblick in sein Werden tun läßt.

In ähnlicher Weise wie Göring die deutsche, wußte ein jüngerer Waadtländer voll Temperament und welschem Esprit dem Schüler die französische Literatur bekannt und lieb zu machen. Bei Anlaß der französischen Klassiker prallten auch einmal die Lehren aus den beiden verschiedenen Fächern aufeinander, in einem Erlebnis, das auch sonst wohl bezeichnend ist. Gessler war ausersehen worden, vor der Maturität dem Lehrer die übliche französische Abschiedsrede zu halten. „Unverfroren, wie man mit neunzehn Jahren ist, mischte ich in den warmen Dank einige, wie mir schien, maßgebliche Bemerkungen. Ich pries die neuern Franzosen, in deren Werke er uns eingeführt hatte, konnte mich aber nicht enthalten, die Klassiker langweilig zu nennen. Ich war noch von Lessing so durchtränkt, daß ich damals das deutliche Gefühl hatte, auch ich müsse sagen: Man nenne mir das Stück des großen Corneille, welches ich nicht besser machen wollte.“ Mit verbindlichem Lächeln quittierte der Lehrer den ausgesprochenen Dank und gab ebenso lächelnd dem Sprecher zu verstehen, daß die Langweiligkeit nicht auf die Rechnung der Schriftsteller, sondern der noch nicht genügend vorbereiteten Leser zu setzen sei, wie ihm ein kleiner Aufenthalt in Paris und ein Besuch der dortigen Theater dartun würden. Gessler hat später die Probe aufs Exempel gemacht und lachend auch noch dem „alt-

verehrten" Herrn Edmond Ray seine Bekehrung gestehen können. Für seine Liebe zu allem Sprachlichen und für das Streben, sich in dieser Hinsicht möglichst weit zu bilden, zeugt es, daß er auch als Realschüler sein Latein nicht liegen ließ, wie er darauf als Student, von Freunden angeleitet, das Griechische nachholte, so daß er in beiden klassischen Sprachen auch Examina ablegte.

Im Herbst 1882 trat Gehler an die Universität über, um sich entsprechend der Anregung, die er auf der Schule erhalten hatte, in erster Linie germanistischen Studien zu widmen. Moriz Heyne wurde zunächst sein Führer, der noch in Wilhelm Wackernagels Art das ganze weite Gebiet der Deutschkunde umspannte; der treffliche, solide Otto Behaghel wies dann mehr auf das rein Sprachliche hin und führte Gehler auf das sprachgeschichtliche Thema seiner Dissertation. Zur Germanistik kamen genaue historische Studien bei Wilhelm Vischer und J. von Pflugk-Hartung, und Franz Mistelis mit enormen Kenntnissen gepaarte Klarheit bestimmte den Studenten, neben vergleichender Sprachwissenschaft noch Sanskrit und Persisch zu treiben. Alle Universitätsdozenten überragte aber an Macht der Wirkung jene geniale, bestrickende Persönlichkeit, die für ganze Generationen gewissermaßen zum Heros und zu einem Leitstern fürs Leben wurde: Jakob Burckhardt.

Gehler war es vergönnt, den unvergleichlichen Lehrer in seinen Vorlesungen über Geschichte und Kunstgeschichte zu hören und später auch in persönlichen Verkehr mit ihm zu treten, eine Freude, die er bis zum Ende zu den unverlierbaren seines Lebens gerechnet hat. In dem schon genannten Aufsatze aus dem ersten Kriegsjahre hat er den Satz ausgesprochen: „Der Glücksfall meines Lebens war Jakob Burckhardt.“ Mit schönen Worten, wenn auch vielleicht nicht ohne eine gewisse Ueberschätzung des wirklich Angenommenen, ist dort auseinandergelegt, was er diesem Glücksfall im einzelnen verdankte an Verständnis und Begeisterung für die Welt der

Kunst nicht nur, sondern auch für alle die andern Aeußerungen der europäischen Kulturen. „Da habe ich gelernt, aus den einzelnen Tatsachen die Kultur eines Volkes im Zusammenhang zu empfinden, und vom Empfinden ging's in die zartesten Fasern des Verstehens, geschichtlich zunächst. Wie er da den deutschen Geist, den englischen, den französischen darstellte, klar und tief, da versanken die Grobheiten aus der Johann Scherrschens Sittengeschichte; immerhin, sie hatten das Feld aufgeackert; in dieses streute nun ein feiner Säemann seine Reime, und sie wuchsen empor als das Bewußtsein, mitten darin, so recht in der Mitte zwischen den Kulturen zu stehen. Wenn er italienische Renaissance behandelte, oder wenn er, ein letztes Mal in seinem Leben, griechische Kulturgeschichte las, so durfte man mit dem Gefühle selig sein, ins Tieffste, Gewaltigste geführt zu werden.“

In der gemeinsamen Liebe zu Jakob Burckhardt fand er sich zusammen mit dem einen seiner Freunde, mit dem er bis zuletzt in ungetrübter, herzlicher Freundschaft verbunden blieb. Immer fester knüpften sich auch die Bande mit einem befreundeten jungen Musiker. Dessen elterliches Haus wurde ihm zur zweiten Heimat, und er fand dort eine echte Begeisterung für die Kunst und ein mütterliches Verständnis, die ihm durch manche Bitternis jener Jahre hindurchhalfen. Gefler hat überhaupt damals manchen an sich gezogen. Bei aller Hingabe an seine Wissenschaft und trotz materieller Erschwerungen war er ein froher Student. Sprühend von Leben, allem Hohen und Schönen ergeben, gewandt im Worte und nie verlegen um einen treffenden Witz, bildete er im Zofingerverein einen geistigen Mittelpunkt, belebte als der Tätigsten einer die frohen Anlässe, bereicherte das „Gärtlein“ mit den Gaben seines Verstandes und führte auch in zwei Semestern die Basler Sektion als frisches, flottes Präsidium. Dankbar empfand er es auch, daß der Verein ihm die Gelegenheit bot, mit Altersgenossen aus der welschen Schweiz Bekanntschaft zu machen, und daß er durch

diese im regen Verkehr mit der französischen Literatur blieb, bekannt und vertraut wurde mit den zeitgenössischen welschschweizerischen Autoren, mit Loti und Daudet, mit Zola und Maupassant.

Am 2. März 1888 schloß Gessler seine Studien mit dem ausgezeichnet bestandenen Doktorexamen ab. Der Erfolg bedeutete für ihn mehr als für manchen andern, dem er nur natürliches Ende eines fast selbstverständlich gewählten und hemmungslos durchschrittenen Bildungsganges ist. Noch aus Worten des reifen Mannes klingt das Hochgefühl, ein Ziel errungen zu haben, das unerreichbar erschienen hatte. Die mündliche Prüfung erstreckte sich auf germanische Philologie, Geschichte und die beiden orientalischen Sprachen, zu deren Studium ihn Misteli bestimmt hatte. Für die Doktorarbeit aber hatte Gessler ein Thema gewählt, das ihm die Heimat lieferte, und er hat damit gleich mit seiner Erstlingschrift den Boden betreten, den er als seine eigenste Domäne bestellen sollte und dem er auch seine schönsten literarischen Früchte abgewann.

Mit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts setzte in der Germanistik sowohl draußen im Reich wie bei uns in der Schweiz eine energischere Beschäftigung mit den Mundarten ein, und als eine Art notwendiger Ergänzung wurde das Problem der Schriftsprache zur brennenden, vielbehandelten Frage. Auch Basels Universität hat zu diesen Studien wertvolle Beiträge geliefert. In der Gratulationschrift für Heidelberg und in Pauls „Grundriß der germanischen Philologie“ hat Behaghel grundsätzlich das Schriftspracheproblem erörtert, und das Jahr 1888 brachte Socins großes, wohldokumentiertes Werk über „Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit“. Aus demselben Jahre stammen die drei Hauptarbeiten über die Sprache Basels, die dann erst 1891 durch Hoffmann-Krayers Dissertation über den Vokalismus von Basel-Stadt glücklich ergänzt und seither nicht mehr

vermehrt worden sind: von Andreas Heusler „Der alemannische Konsonantismus in der Mundart von Basel-Stadt“, von Gustav Binz „Zur Syntax der baselstädtischen Mundart“, endlich eben von Geßler die „Beiträge zur Geschichte der Entwicklung der neuhochdeutschen Schriftsprache in Basel“. Geßlers Arbeit schließt sich ausdrücklich an Socins Erörterungen an. Wenn dieser nur die hervorstechenden Haupttatsachen in großen Zügen geschildert hatte, so suchte Geßler „alle die Faktoren aufzuzeigen, die innerhalb des einen beschränkten Bezirkes es möglich machten, daß neben der, bis heute im wesentlichen gleich gebliebenen Volkssprache sich die neuhochdeutsche Schriftsprache eingebürgert hat“. Das umfangreiche Material an Dramen, Chroniken, amtlichen Erlassen, Äußerungen der kirchlichen Instanzen usw., das heute im Urkundenbuch, in den „Basler Chroniken“ und anderwärts bequem zugänglich gemacht ist, mußte der damalige Bearbeiter noch erst selbst zusammensuchen und in den Handschriften oder den alten, zum Teil in Basel gar nicht erhältlichen Drucken benützen. Und aus dem Material ist in sichern Strichen ein Bild der bunten Entwicklung gegeben, wie es damals kaum besser gegeben werden konnte. Seit R. Brandstetters Arbeiten über die Luzerner Ranzleisprache wissen wir allerdings, daß solche Probleme mit noch feineren wissenschaftlichen Instrumenten angefaßt und mit noch peinlicherer Sorgfalt überlegt sein wollen. Vieles in Geßlers Studie ist somit unzulänglich geworden; es hat aber auch noch niemand versucht, etwas dem heutigen Stande der Erkenntnis und der Methoden Entsprechenderes an ihre Stelle zu setzen.

Nach dem Examen wurde Geßler der Blick in die Welt möglich, den der philologische Student sonst gern vorher einzuschließen pflegt. Jakob Burckhardt wies nach Italien oder Frankreich. Frankreich überwog, und so ging Geßler für ein Semester nach Paris. Seine ersten Gänge galten den Heiligtümern der Kunst, nach denen Burckhardt die Sehnsucht

geweckt hatte, dem Louvre und der Sainte Chapelle. Und auch in der Folge verstrichen wenige Tage, in denen er nicht den Architekturen nachgegangen wäre, auch außerhalb Paris. Die Werke der alten Kunst führten ihn zur gegenwärtigen und damit zum Umgang mit Künstlern. So lernte er auch ins Handwerkliche von Malerei und Skulptur hineinschauen und in das Wesen der schöpferischen Persönlichkeit. Fleißiger Theaterbesuch gab dazu den besten Anschauungsunterricht in guter Dramatik und guter Schauspielkunst, während wiederum die Vorträge eines Francisque Sarcey bestaunte und zur Nacheiferung anspornende Vorbilder künstlerischer Kritik vermittelten. Der Verkehr endlich mit allerlei Menschen, von den Vertretern der *vie de Bohème* an bis zu den Lehrern der Sorbonne weitete überhaupt den Blick fürs Leben.

Der Heimgekehrte erhielt bald die feinen Gaben zusagende Beschäftigung, und immer zahlreichere Bande begannen ihn mit seiner Stadt und dem darin pulsierenden geistigen Leben zu verknüpfen.

Nach Vikariaten an verschiedenen Anstalten kam er endgültig an die Schule, der er nicht eher untreu werden sollte, als bis die letzte Krankheit zum Rücktritt zwang. 1889 folgte die provisorische, am 19. Juli 1890 die definitive Anstellung am Gymnasium, und zwar zunächst als Lehrer des Englischen und der Schweizergeschichte bei den Nichtgriechen, den „Barbaren“ des Schülermundes, vor allem aber des Deutschen an allen unteren Klassen. Am Anfang mögen ihn gelegentlich Zweifel beschlichen haben, wenn nicht alles ging, wie er gewünscht und gedacht hatte, und er war dankbar für die freundlichen Ratschläge des ihm besonders gewogenen Rektors Fritz Burckhardt, dessen Universitätsseminar ihm schon die Einführung in die theoretischen und praktischen Fragen der Pädagogik geboten hatte. Doch der Unterricht trug von Beginn an das Gepräge des Selbstsicheren und des energisch Bestimmten. Geßler war nicht der Mann, sich selbstquälerischen Gedanken hinzugeben.

Da war sein ganzes Wesen zu einfach, zu klar und zu optimistisch. Er war von der Richtigkeit seiner einmal angenommenen, ausgesprochen autoritativen Methode überzeugt und nicht das Naturell, weder um für sich nach neuen Pfaden zu suchen, noch um dem Schüler einmal den Weg zum Ziele freizustellen. Darin wurzelten gewisse Schwächen, aber auch die unleugbare Stärke seines Unterrichtes.

Trotz seines im Grunde guten Herzens fehlte ihm wohl die Fähigkeit, sich ganz in andere hineinzuversetzen. Aus sich heraus von Leben sprudelnd und eine draufgängerische Natur, hatte er nicht stets den Blick für die kleinen Leiden und für die herben Konflikte eines Knabengemüthes, nicht immer das unmittelbare Empfinden für die Bitternis, wenn gut Gemeintes, aber schlecht Geratenes dem spottenden Worte anheimfällt. Es wehte eine harsche, beißende Luft in seinen Stunden. Manch einer hat gebebt vor den Tagen, an denen etwa Deutsch im Pensum stand. Die „fünf schnellen Umfragen“, sei's zur grammatischen Analyse, sei's zur Aufsatzbespprechung, gehörten zu den Schreckgespenstern eines jeden Gymnasiasten. Aber die unweigerliche Sicherheit, mit der Falsch und Recht unterschieden wurde, gab dem Schüler selber den festen Halt, für den er so gerne auch schneidende Strenge in Kauf nimmt. Die Unerbittlichkeit im Kampf gegen elementare Sprachfehler und stilistische Lässigkeit, die Unermüdlichkeit in der Einübung der grammatischen Kategorien, sie trugen doch ihre Früchte. Hinterher dankte ihm trotzdem jeder für die strenge Zucht, in die man genommen worden war, und die eben doch zu einem, oft später erst recht erkannten, sicheren Können führte.

Und er wußte auch zu unterscheiden. Als er nach langen Jahren des Unterrichts auf der Unterstufe endlich auch obere Klassen zu übernehmen hatte, da kamen auch seine anderen Qualitäten zu mehr Geltung. Sein schlagender, oft auch derber Witz und sein beweglicher Geist fanden hier den empfänglicheren Boden, und er verstand die schwere Kunst,

der heranwachsenden Generation die deutschen Klassiker lieb zu machen. Es ist nicht so selbstverständlich, daß einer, der sich tagtäglich von Berufs wegen mit den Dingen der Literatur zu beschäftigen hat, nicht allmählich abgestumpft wird, nicht die frische Empfänglichkeit und den Schwung einbüßt, die hier einzig junge Herzen gewinnen können. Gehler konnte noch aufgehen in seinem „Faust“, sich verlieren an seinen „Schiller“, und das spürten auch seine Schüler.

Das war in späteren Jahren. Vorerst hatte er Elemente zu lehren, Lesen und Rechtschreibung beizubringen, Aufsätze von Zehn- bis Vierzehnjährigen zu korrigieren. Seine rege Natur und seine große Schaffenskraft konnten darin unmöglich aufgehen. Dem Rate seines Lehrers Behaghel entsprechend, vertiefte er sich darum zunächst noch weiter in die schweizerische Literatur des 16. Jahrhunderts. Als Hauptfrüchte dieses Nebens Studiums erschienen die literaturgeschichtliche Ueberschau über die Werke, deren sprachliche Gestaltung die Dissertation behandelt hatte, und dann die Neupublikation von zweien der wichtigsten Denkmäler selber. Die Skizze „Der Anteil Basels an der deutschen Literatur des 16. Jahrhunderts“, hervorgegangen aus der Doktorrede und abgedruckt in J. A. Stoders Sammelwerk „Vom Jura zum Schwarzwald“, kam 1889 zugleich heraus mit den entsprechenden Lieferungen von Bächtolds „Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz“. An dieser Darstellung hatte Gehlers Arbeit eine gefährliche Konkurrenz. In manchem führt sie doch darüber hinaus, so z. B. durch die Verwertung der neuen Ergebnisse, die Stehlihs Forschungen zur Basler Buchdruckergeschichte für Pamphilus Gengenbach geliefert hatte. Manches bei Bächtold geht auch unmittelbar auf Gehlers Untersuchungen zurück. Sonst gilt für die Skizze dasselbe wie für die Dissertation. Sie ist die erste ausgesprochene Arbeit über das Thema, und sie ist noch nicht neugeschaffen worden, obwohl allerlei Einzelforschung uns viel neue Aufschlüsse gebracht hat, z. B. gerade über Gengen-

bach oder allerjüngst über Valentin Volz. Trefflich und von der Kritik vorbehaltlos anerkannt ist die editorische Leistung, der zweite Band jener „Schweizerischen Schauspiele des 16. Jahrhunderts“, die unter Jakob Bächtolds Leitung sonst durch die Mitglieder des Zürcher germanistischen Seminars bearbeitet wurden. Zwei der besten Basler Dramen aus der Reformationszeit sind hier wieder zugänglich gemacht, die „Susanna“ des Sirt Virk und der in jeder Hinsicht äußerst interessante „Weltspiegel“ des schon genannten Volz.

Neben diesen größeren Arbeiten brachte das Basler Jahrbuch, in dessen Jahrgang 1888 der Kandidat schon abschließend über den Namen „Schol“ gehandelt hatte, mit Erläuterungen versehene Abdrücke aus Felix Platters Selbstbiographie. Auch das willkommene Glossar zu Band 4 der „Basler Chroniken“ ist Geßlers Arbeit.

Ein äußerer Anstoß führte ihn aber bald und immer ausschließlicher auf andere Bahnen. Hugo Schwabe, der damalige Leiter der Nationalzeitung, trat mit der ehrenvollen Aufforderung an ihn heran, für das angesehenen Blatt die Schauspielkritik, einen Teil der literarischen Besprechungen und die regelmäßigen Berichte über die Kunstausstellungen zu übernehmen. Geßlers innere Neigung ging zur neueren Literatur hin, und er wußte sich dort in weiten Gebieten wohl beschlagen. Dank Jakob Burckhardts Unterweisung und dem, was er in der Fremde und im Verkehr mit Künstlern gelernt hatte, traute er sich auch für die bildende Kunst die nötige Zuständigkeit zu. Rasch im Urteil, mit der Feder ebenso gewandt wie mit dem gesprochenen Worte, im Schreiben für die Öffentlichkeit Freude und Bedürfnis empfindend, war er eigentlich zum Kritiker einer Tageszeitung geradezu prädestiniert. Ein weiterer äußerer Umstand trat noch dazu. Die Gründung eines eigenen Hausstandes, mit der sich der bald Dreißigjährige trug, war ohne Zuschuß nicht möglich außer bei eingeschränktester Lebenshaltung und mit

dem Verzicht auf die Befriedigung der lebendigen literarischen Bedürfnisse.

So begann denn, durch Wesen und Verhältnisse gleichermaßen bedingt, wie ja zumeist Entschlüsse aus innerem Antrieb und äußerer Gelegenheit sich zu kristallisieren pflegen, schon 1890 jene umfangreiche literarische Tätigkeit für die Tagespresse, die einen großen Teil der Kraft in Anspruch nahm und erst mit dem Tode aufhörte. Während langer Jahrzehnte ist dadurch ein weites Publikum prompt und temperamentvoll auf dem Laufenden gehalten worden über das, was in der literarischen und in der künstlerischen Welt ging, hingewiesen auf das wertvolle Neue, erinnert an vergessenes Altes. Allerdings die Fülle des zu Bewältigenden und die knapp zubemessene Frist verboten gar oft, Wort für Wort abzuwägen und die Darstellung zu jener gedrungnen Satttheit und aus der Tiefe leuchtenden Glut gedeihen zu lassen, die Werken eignet, denen es vergönnt war, in Ruhe alle Kräfte und Säfte des Fühlens und des Denkens in sich aufzunehmen und in stillem Reifen zur Vollendung heranzuwachsen. Im berechtigten Gefühl, von einem großen Publikum als Autorität gehört zu werden, hat er gelegentlich seine Meinung allzu apodiktisch ausgesprochen und hat auch, wie der Redner im großen Raume, leicht den Ton lauter genommen, als es eigentlich seiner Empfindung entsprach.

Die Schattenseiten sind jedem Leser aufgefallen; sie gehörten zum Bild von Geylers Kritikertätigkeit. Sie erklären sich aber zur Hauptsache aus den Produktionsbedingungen, und man würde unrecht tun, wenn man darüber die Vorzüge übersehen wollte. Wenn Geyler meist nach absoluten Maßstäben richtete, und es ihm nicht gegeben war, eine Persönlichkeit oder eine ganze Zeit aus sich heraus zu verstehen und aufzubauen, wenn sich sein Urteil leicht von kräftig vorgetragener fremder Meinung, ihm selber oft unbewußt, bestimmen ließ: so besaß er dafür als nicht minder Kößliches die unerschöpfliche Freude und die nie erkaltende

Liebe zu allem Schönen und ein angeborenes Gefühl für das künstlerisch Geratene oder Mißlungene. Männer, die ihm an Bildung und künstlerischer Einsicht mindestens ebenbürtig waren, haben gerne gestanden, um dieser Eigenschaften willen bei ihm gelernt zu haben, und junge literarische Talente gaben etwas auf seine Ansichten, so gut wie Künstler wußten, bei ihm Verständnis zu finden, auch wenn sie ungewohnte Pfade gingen. Und diese Eigenschaften sind nun auch seinen Rezensionen zu gute gekommen. Nicht wenige dürfen auch als literarisch gut bezeichnet werden, vielleicht besonders die, wo er einfach erzählte, wie er ja auch im Gespräch ein Meister der Anekdote war, dann und wann ein etwas ungenierter, aber doch der Form bewußt und mit Erfolg auf diese achtend. So liest man heute noch mit Freude etwa die Erinnerungen an J. B. Widmann oder die eindringende Besprechung der Baslerbieter Mundart-Gedichte von Margarete Plüß.

Und eines darf vor allem Geßlers Kritikertätigkeit nachgerühmt werden. Da wo er etwas tüchtiges Neues zu sehen glaubte, da trat er mutig und selbstlos dafür ein und hat sich z. B. für die emporstrebenden jungen Basler Künstler auch persönlich in mannigfaltiger Weise verwandt. Ebenso unerschrocken war er in der Abwehr, ganz wie es das Cylibris darstellt, das ihm einer der Besten dieser Basler Künstler gezeichnet hat, und wo der behelmte griechische Held mit vorgestrecktem Schild und drohend geschwungener Peitsche allem Un- und Mißgetüm den Zutritt wehrt durch die Pforte zum Reiche der Kunst. Geßler, der den Altmeister Stüchelberg geschätzt und dessen Biographie geschrieben hat, warb als der ersten einer für Ferdinand Hodler. Als in der Basler Turnus-Ausstellung vom September 1901 der „Frühling“ einen Sturm der Entrüstung heraufbeschwor, da hat sich Geßler dafür eingesetzt, und ob er sich darüber mit dem Freunde der Jugend entzweite. Ein Artikel seiner Feder in der Münchener „Kunst für Alle“ zeigte dem Pu-

blikum die Bedeutung des damals noch verlachten kühnen Malers und trug dazu bei, die Stimmung zu schaffen, aus der heraus die Regierung des Kantons Bern die fünf gewaltigen Gemälde kaufte, die heute ein Hauptstolz des Berner Museums sind. Hodler, der durch den Kauf aus Not und Bedrängnis gerettet worden war, hat Gessler brieflich gedankt und ihm dann auch, mitten in der Unruhe eines Umzuges, einen Besuch abgestattet.

Zu der intensiven Mitarbeit an der Basler Tageszeitung traten seit Mitte der neunziger Jahre regelmäßige, meist das schweizerische Kunstleben betreffende Beiträge für die genannte Münchener „Kunst für Alle“ und die damals gegründete Zürcher „Schweiz“. Es ist erstaunlich, daß er darüber doch noch Zeit fand zu mehr wissenschaftlicher Produktion, und es zeigt den Ernst des wissenschaftlichen Willens und zugleich den Anteil des Herzens, daß in diesen neunziger Jahren so gut wie in der Frühzeit und später alle größeren Veröffentlichungen das literarische Leben Basels oder doch der Schweiz betreffen.

Ein wertvoller Aufsatz im Jahrbuch auf 1894 galt „Peter Ochs als Dramatiker“. Er ist ganz aus den zum Teil unbekannten Quellen herausgearbeitet und atmet die Freude am Stoffe und die Frische, die solchen Arbeiten eigen zu sein pflegen. Dazu ist beigebracht, was es braucht an Erläuterungen des einzelnen und des allgemeinen, so daß in der künstlerischen Persönlichkeit des einstigen Staatsmannes zugleich auch das Basel um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert und die ganze bewegte Zeit der Helvetik mit ihren hohen Zielen und ihren vielen Enttäuschungen wieder lebendig gemacht wird. In der Beschäftigung mit den französisch geschriebenen Dichtungen — Zeltner ou la Prise de Soleure, L'Incas d'Otahis, Prométhée, L'homme à l'heure — hat Gessler die Erkenntnis gewonnen, daß Basel zwischen zwei Kulturen stehe, daraus seine Eigenart beziehe und dadurch in seinen kulturellen Aufgaben bestimmt

sei. Der Aufsatz ist zugleich ein Denkmal schöner Arbeitsgemeinschaft mit dem gleichstrebenden Freunde. Denn man wird kaum irren, wenn man die hohe Einschätzung der Helvetik und die günstige Beurteilung Ochsens auf Albert Burckhardt zurückführt. Sicherlich hat auch Gessler seinen Teil beigetragen, daß Hilty und andern gegenüber ein Umschwung eingetreten ist in der Wertung dessen, was der Vielgeschmähte, Vielverkannte gewollt und erreicht hat.

Im Vordergrund von Gesslers Interesse stand aber damals der Zeitgenosse Ochsens, der uns doch noch lebendiger und gegenwärtiger ist, der eigentliche Dichter Basels, J. P. Hebel. In der „Schweiz“ hat er 1897 „Hebelfest und Hebelmähli“ so trefflich geschildert, daß die Schilderung mit Recht in ein Basler Lesebuch aufgenommen worden ist. Das Jahrbuch brachte dann 1899 eine anmutige Zusammenfassung dessen, was das Thema „Basel in Hebels Werken“ betrifft, und 1901 in dem Aufsatz „Hebelhaus und Hebeldenkmal“ zum erstenmal den Nachweis, wo Hebels Vater in Basel gearbeitet hat, und die erste altentworfene Darstellung von Hebels Basler Jugendzeit. Weniger wichtig, aber doch auch dankenswert, sind die zwei weiteren Beiträge fürs Jahrbuch: „Eine Wanderung durch Basel am Anfang des 17. Jahrhunderts“ (1897) und „Der Gymnasiarcha Professor Ramspeck und seine Rüstoden“ (1903).

Seit seiner Studentenzeit war es Gessler freundliches Bedürfnis gewesen, sich auch in gebundener Form auszusprechen. Die Verse gingen ihm leicht von der Hand, und wie er Freunde gerne mit ein paar gereimten Zeilen erfreute, so hat er oft von der Reise Tag für Tag der Gattin und einem jeden seiner Kinder einen Vers zukommen lassen. Es hätte nicht seinem Wesen entsprochen, das, was er für gelungen hielt, der Öffentlichkeit vorzuenthalten. 1890 erschien als Privatdruck und ohne Namen ein kleines Bändchen mit dem Titel „Jugendtorheit. Gedichte zweier Freunde“. Schon 1891 ging es zum zweiten Male hin-

aus, jetzt bei einem Verleger und geschmückt mit Zeichnungen der namhaftesten Schweizerkünstler, darunter einem Amiet und einem Sandreuter.

„Zwei gute Freunde

Das, liebe Herren, läßt sich schon eher hören:

Die Muse schloß den Bund, ich kann's beschwören“, heißt eines der einführenden Ritornelle. Die Freundschaft der beiden jungen Dichter ist so innig, daß ihre Verse als gemeinsames Gut gegeben werden, durcheinander vom einen bald ein Stück, bald eines vom andern. Ein am Ende zugefügtes oder weggelassenes Kreuzchen deutet nur an, was zusammen demselben Autor gehört. Wenn man heute das Bändchen zur Hand nimmt und durchgeht, was darnach von Gessler stammt, so wird man nirgends staunen oder erschüttert sein, ob sie nun der Freundschaft gelten, der Liebe, der Natur oder der jugendlich angeschwärmten „Lutetia Parisiorum“. Es ist keine Kunst, die Neues über das Leben offenbart, sondern nur solche, die das Leben schmückt und ziert. Aber es gewinnt der brave, ehrliche Sinn, das schlichte, allem Verstiegenen oder Frechen ferne Wesen, das überall, oft rührend treuherzig, aus den Zeilen spricht. Und Stücke wie „Im Park von Fontainebleau“ oder das, wenn auch unvollkommene, baseldeutsche „Zwische der Arbet“ bleiben dem Leser in lieber Erinnerung.

Bei ihrem Erscheinen hatten die Gedichte in der Basler Tagespresse einem hitzigen Kritikerstreit gerufen, und es war darin das Wort Dilettantenpoesie gefallen. Doch Gessler hatte zwei gewichtige Stimmen für sich. „Die bei mir zurückgelassene Jugend-Torheit hat mich herzlich ergötzt, und ich habe sacht darüber hingeträumt. Das liebe Basel! Was doch in einem solchen Basler Kopf zusammen Raum hat: die Jakobsleiter und Chez Bullier (pag. 117 und pag. 130)! Im Ernst: sehr hübsche, wohl lautende, natürliche Sachen! Auch sehr hübsch und echt baslerisch die Lust am Mundartlichen. Einiges endigt etwas schwach, z. B.

der Park (zu meiner Zeit war es ein Garten) von Cluny mit seinen Römertrümmern mitten in Paris, ein machtvoller Stoff, andres dagegen übersteigt das Niveau; z. B. das zweitletzte Gedicht (Fontainebleau), das zum Verwundern schön und auch eine ganz wahre Empfindung ist. Gefreut haben mich die Sonette an E. und R. M." So schrieb spät in der Silvesternacht 1890 der greise C. F. Meyer an den mit Gessler seit der Jünglingszeit befreundeten Musiker, der zusammen mit seinem Bruder kurz vorher in Kilchberg oben den Dichter durch seine Kunst erfreut hatte. Jakob Burckhardt aber hatte dem Verfasser eine ganze Reihe von Verbesserungsvorschlägen geschickt und auf einer beigelegten Visitenkarte hinter seinen Namen die Worte gesetzt: „Wagt es hier, ein paar Varianten vorzuschlagen für Dichtungen, welche sich in einem hochwertigen Büchlein befinden. So alten Leuten zürnt ja kein Poet, und es gibt ja wohl ein Privilegium senectutis. Gönnen Sie also, lieber Herr Doctor, diesen Zetteln einen stillen, verborgenen Aufenthalt unter Ihren Papieren.“

Das Urteil des verehrten Lehrers hat sicher Gessler mit ermuntert, auch sonst noch gelegentlich von seinen Gedichten zu veröffentlichen, zumeist im Basler Jahrbuch und, so lange dieser lebte, immer wieder herzlich anerkannt von dem einstigen Dozenten. Der kleinere Teil gibt lyrische Selbstausprache. Meist sind es dann Töne des innigen Dankes für das, was ihm die geliebte Frau und deren Kunst an Beglückendem und Beruhigendem schenkte, und neben Stücken in der edeln, aber gefährlichen Form des Triolettes, die es auch andern Baslern, wie Jakob Burckhardt und Friedrich Oser, angetan hatte, stehen wieder idyllische Mundartlieder wie der hübsche „Wolkenbote“ mit der schönen Anfangstrophe:

„Do bin i lang am Fenster gstande,
 Han usegluegt ins Summergrien;
 Es lit e Nebel uf de Lande,
 Und wißi, stilli Wulke ziehn.“

Die größere Menge ist geschaffen, um gut baslerischem Gebrauche gemäß festliche Gelegenheiten mit dem geistigen Schmucke der Poesie zu bereichern. Zu Friedrich Schönbains hundertstem, zu Böcklins und Stüdelbergs siebzigstem Geburtstag, zur Basler Jahresversammlung der Schweizerischen Geschichtsforschenden Gesellschaft hat er kleine Festspiele geschrieben, und das für die Historiker, eine „Elysiumsplauderei zwischen Sebastian Münster und Matthäus Merian“, ist ein ganz entzückendes Stüdlein, das heute noch seinen Reiz nicht eingebüßt hat. Ihm gegenüber wird man gerne Jakob Burckhardts Urteil unterschreiben: „Der Dialog ist ein echtes Meisterstück in seiner Art scheinbar ohne alle Mühe ist Ihnen aus dem „Faust“ etwas von der Fülle und der Elastizität des dortigen Redens zugeslogen.“ Später hat Gessler auch für die Kantate zum Universitätsjubiläum den Ton der schönen Feierlichkeit gefunden. Und eines darf hier ebensowenig übergangen werden. Gessler hat die Gelegenheitsdichtung auch in jener Art geübt, in der einmal im Jahre der übermütigen Satire des sonst so strengen Basler Geistes freie Bahn gegönnt ist. Er hat manchen sühenden Hieb ausgeteilt, aber stets als eleganter Fechter, gut in der Form und geistvoll.

Dank solcher Leistungen war Gessler der gegebene Bearbeiter der Neuauflage der „Basilea poetica“ (1896) und mit Recht seit 1893 Redaktor des Jahrbuches. Auch sonst wurde er beigezogen bei allen Bestrebungen, die das geistige Leben der Vaterstadt angingen, vom „Verein für das historische Museum und für die Erhaltung baslerischer Altertümer“, vom „Heimatschutz“, von der „Gesellschaft für Volkskunde“. Vor allem wurde er ganz natürlich Mitglied der Basler Hebelkommission, die, bis der Krieg auch hier sein Veto rief, den Geburtstag des Dichters für dessen Heimatort Hausen und alle seine Verehrer in der Runde zu einem lieblichen Jahresfeste ausgestaltet hat. Am 10. Mai hat er Jahre hindurch schon neben dem Präsidenten Rektor

Burckhardt in froher Laune und mit herzlichem Humor wenigstens eine der Ansprachen gehalten, an die Festgemeinde, an die Schulkinder, an die alten Mannen und alten Weiblein, für deren harthörige Ohren seine kräftige Stimme ein Hochgenuß war. Und als Fritz Burckhardt zurücktrat, hat er an dessen Statt den Vorsitz übernommen und ihn geführt bis 1914, dem letzten ordentlichen Hebelmäbli überhaupt. Im Frühjahr 1902 hatte er endlich die große Freude, in die Kunstkommission gewählt zu werden, der vor allem die verantwortungsvolle Aufgabe obliegt, die Ankäufe für das Museum zu bestimmen. Er war eines der regsten Mitglieder und hat ernstlich versucht, in dem guten Sinne, der ihn bei der Kritikertätigkeit leitete, auch hier zu wirken, und besonders auch für die Förderung einheimischer Kräfte sich einzusetzen. Es lag nicht an ihm, sondern an den Verhältnissen, wenn eine Blütezeit baslerischer und schweizerischer Kunstübung im öffentlichen Besitz der Stadt nicht die entsprechende und an sich mögliche Vertretung gefunden hat.

Das Aufgezählte umfaßt aber noch nicht alles, was Gexler in jenen Jahren vor der Uebernahme seiner dritten Haupttätigkeit geleistet hat. Er hat noch Muße gefunden zu literarischen Vorträgen und Kursen und damit mancher heranwachsenden Frau, also einem wichtigen Teil der literarischen Gemeinde, Freude und Geschmack an guter Literatur vermittelt, was um so mehr bedeuten wollte, als die Universität damals nichts in dieser Richtung bot.

Das Ueberviele zu bewältigen war nur möglich bei der Leichtigkeit, mit der Gexler arbeitete, und mit einer Ausnützung der Zeit, die ans Fabelhafte grenzte, und wo die Stunden des ruhigen Daseins und des gerade für den geistigen Arbeiter so nötigen Ausspannens aufs knappste beschnitten waren. Die schönste Erholung wurde ihm in der Familie zuteil. Was er ihr gewesen, und was sie wieder ihm gegeben hat, das gehört nicht der Oeffentlichkeit an. Aber es darf doch ausgesprochen werden, daß ihm das Glück

beschieden war, eine auch musikalisch begabte, für alle seine Interessen nach Herz und Geist verständnisvolle Lebensgefährtin zu besitzen, und daß er auch an seinen Kindern, für die er trotz allem immer noch Zeit hatte, herzliche Vaterfreude erleben durfte. Allerdings warf ernste, lange Krankheit schwere Schatten auf dieses Glück und heischte Opfer, die dann wieder durch vermehrte Arbeit möglich gemacht werden mußten. Ferien brachten etliche Male die Belebung und Erquickung einer Reise ins Ausland. Er sah das geliebte Paris wieder, später München, Berlin und London, endlich auch Jakob Burckhardts „hochgelobtes Italien“. Bei einer ersten Reise (1897) hatte er die Gelegenheit, sich zwei guten Freunden, „Kennern und erlesenen Genießern Italiens“ anschließen zu können. Sie ließen ihn im Süden anfangen, und die Frühlingstage im warmen Campanien und Lucanien gaben ihm das hohe Glücksgefühl, von dem Burckhardt seinen Schülern so lockend und spannend zu erzählen wußte. Es führte ihn 1900 noch einmal über die Alpen, diesmal vor allem nach Florenz. Glück und Freude sind in dem Bericht die großen Worte, und wieder war Jakob Burckhardt der Vermittler. Er ging mit als der stete stille Begleiter und leitete an zum Genuß von Natur und Kunst. Daneben erquickte sich der Reisende an dem farbigen, freien Volksleben und hat drei schöne Ostertage bei Arnold Böcklin droben in Fiesole verbringen dürfen. Von seinen zwei Musikerfreunden war er eingeführt worden, und der Meister war ihm gleich mit aller Herzlichkeit entgegengekommen. Er sprach mit dem Gast von seinen Werken, und dieser durfte dann allerdings nicht anders, als — trotz seines Abstinenzgelöbnisses — beim italienischen Wein wie bei dem zur Feier des Tages aufgestellten Bier mit Bescheid tun.

Während alledem war Gehlers Hauptstellung als Lehrer dieselbe geblieben, nur daß ihm mit der Zeit auch an der ersten Klasse der obern Abteilung ein paar Stunden

übertragen worden waren. Das Jahr 1902 schien eine Wendung bringen zu wollen. Allein die begründete Aussicht, an Stelle von Fritz Burckhardt zum Rektor des Gymnasiums gewählt zu werden, erwies sich als trügerisch. Neben andern Ursachen waren die mannigfaltigen Widersprüche, die Geyler durch sein Wirken bei aller Anerkennung doch auch hervorgerufen hatte, bestimmend zur Geltung gekommen. Dafür ernannte ihn im Jahre darauf, als er infolge einer Berufung an die Zürcher Industrieschule Basel verloren zu gehen drohte, die Regierung zum außerordentlichen Professor für neuere deutsche Literaturgeschichte.

Als guter Vierziger, Sommersemester 1904, trat er sein akademisches Lehramt an. In Hauptkollegien las er über Goethe, Schiller, Heine, Hebbel, Otto Ludwig, C. F. Meyer, Gottfried Keller, Ibsen, las Geschichte der Lyrik und des Dramas, sowie über die Literatur des 19. Jahrhunderts im allgemeinen. In Übungen trieb er praktische Kritik an modernen dichterischen Erzeugnissen. Die Vorbereitung ließ er sich nicht wenig Mühe kosten, wenn er auch meist eine gute Hauptdarstellung zugrunde legte und ohne Neubau von unten auf die Ergebnisse des eigenen Durchdenkens und der fleißig nachgetragenen neueren Forschung nur hineinarbeitete. Auch in den Vorlesungen wehte die gesunde und erfrischende Luft seines Wesens. „Die Langeweile“, bekennt ein Hörer, „war aus Geylers Hörsaal verbannt. Gar oft schrillte die Glocke, eh' man sich dessen versah.“ Trotzdem waren Geylers Vorlesungen nicht für alle etwas. Wer Einführung in die Forschung und Ringen mit den Problemen begehrte, der kam bei ihm nicht ganz auf seine Rechnung. Feineren Dichterindividualitäten gegenüber versagte leicht seine Darstellung.

Aber auch hier stehen den Schwächen nicht gering zu achtende Vorzüge gegenüber. Wenn die literarische Betrachtung auf der Hochschule leicht in Historizismus aufgeht, so war es ihm Bedürfnis, zu werten, oft etwas undifferenziert und nicht nach bewußten kritischen Grundsätzen, aber

stets ehrlich und nach Anhörung der Besten unter den Sachverständigen. Er zog darum auch planmäßig die Urteile französischer Autoren über deutsche Literatur heran, im Bewußtsein nicht nur, in der Stadt auf der Scheide der Kulturen dazu verpflichtet zu sein, sondern auch im Gefühl, durch diese Beleuchtung den Gegenstand selbst sicherer erfassen zu können. Stets suchte er das Lebendige in der Literatur und wußte diese den Hörern so lebendig zu machen, wie sie es ihm selber war. So fanden sich bei ihm gerade die vielen ein, welche die Literatur nicht als vergangene Geschichte, sondern als gegenwärtiges Mittel zum Genuß oder als Vorbild für das eigene Schaffen suchten. Eine Hörerin, deren Name heute im Schrifttum der Schweiz einen guten Klang hat, hat es öffentlich mit Worten des herzlichsten Dankes ausgesprochen, wie für solche „sein durch Dogma oder Mode unbeirrbarer Flair für das dichterisch Gute, seine immer lebensvolle, prägnante Gestaltung des Stoffes, sein Erfassen des künstlerisch Wesentlichen“ eine wertvolle Leitung und Anregung bildete. Und „in den kritischen Übungen, die ein frisches Zusammenarbeiten von Lehrer und Studenten waren, und denen er sich mit großer Gewissenhaftigkeit und Freude widmete, war Gessler, der Kritiker und Erzieher, ganz in seinem Element. Ein bequemes oder blaßes Nichtmittun gab es da nicht. Der Eifer des Lehrers riß alle mit.“ Wer aber bei dem Dozenten persönlich Rat oder Hilfe suchte, dem kam Gesslers Dienstbereitschaft in schönster Weise zu gute. Kein Gang war ihm zu viel, um einem Schüler zu einer Stelle, einem andern etwa zum Basler Bürgerrecht zu verhelfen, und für die literarisch Begabten war er der mit seiner Anerkennung oder Kritik fördernde Richter. Einen bedeutenden Basler Schriftsteller unserer Tage hat er recht eigentlich entdeckt und hat unermüdlich dem Autodidakten die Wege zur Bildung geöffnet.

Ihm selber war die Professur vielleicht doch das liebste seiner Aemter, und er hat von ihr besonders gern und mit

besonderer Genugtuung gesprochen. Sie bedeutete für ihn die Erreichung eines einst stille ersehnten, aber doch kaum bestimmt erwarteten Höhepunktes des Daseins und eine neue, noch mehr als die andern fordernde Gelegenheit zur Betätigung. Und doch trug diese Höhe in einer fast tragischen Weise den Keim zur Katastrophe in sich, als ein Zuviel und Zuspät, das sich endlich rächen mußte. Die neue Tätigkeit ersetzte eben keine seiner zwei bisherigen, sie trat als dritte einfach an ihre Seite. Er behielt vierundzwanzig Schulstunden, von nun an immer ausschließlich an den obern Klassen, was die Arbeit nicht verminderte, und er behielt, aus ökonomischen Gründen halb, halb wohl auch aus dem reinen Bedürfnis der Gewohnheit, sein volles journalistisches Pensum. Nebenher galt es, sich in die doch anders gearteten Anforderungen des akademischen Lehramtes einzuleben, die Vorlesungen auszuarbeiten, der Verpflichtung zu fachwissenschaftlicher Produktion zu genügen. Es beweist wieder Geylers Tatkraft, wie er lange all dies restlos zu leisten vermochte, und daß auch in diesem zweiten Abschnitte seiner Mannesjahre, was außer der Tagespresse an Veröffentlichungen aus seiner Feder erschienen ist, eine recht stattliche Zahl ausmacht.

Einem Schweizer Künstler war die erste größere Arbeit gewidmet. Bei der Feier von Ernst Stückelbergs siebenzigstem Geburtstag hatte sich Geyler mannigfach verdient gemacht, auch durch verschiedene Darstellungen von Leben und Schaffen des Künstlers. Als dieser am 14. September 1903 gestorben war, da war es deshalb gegeben, daß er es übernahm, das Lebensbild des Verstorbenen fürs Jahrbuch zu zeichnen, und auf die Jahreswende hin lag die Biographie fertig vor, im stattlichen Umfange von 160 Seiten. Eine kritische Würdigung von Stückelbergs Kunst und eine begründete Einreihung in die Entwicklungsgeschichte der Malerei darf man nicht darin suchen; dafür war schon das Jahrbuch nicht die Stelle. Das Schwergewicht liegt auf dem eigentlich Biographischen. Wohl fundiert auf des Künstlers literarischem

und künstlerischem Nachlaß und auf den Erinnerungen seiner Angehörigen und Freunde, ist eine Erzählung der Lebensgeschichte gegeben, von der J. B. Widmann in einer langen Besprechung meinte, ein enthusiastischer Freund und Verehrer habe darin all das viele Schöne und Gute, das sich über Ernst Stückelberg sagen lasse, auf liebevolle Weise gesagt und damit einen ungemein anziehenden Beitrag zur neuern Geschichte schweizerischen Kunstlebens geliefert. Der Sonnenschein des Glückes, der das talentvolle Leben des Basler Meisters zu einem einzigen langen Sommer gemacht habe, liege auch über der Darstellung ausgebreitet. Nach der Stückelberg-Biographie, die noch vor Antritt der Professur erschienen war, hat Gefler für das Schweizerische Künstlerlexikon die neueren Basler Künstler bearbeitet und in deutschen Zeitschriften weiter über schweizerisches Ausstellungswesen und hervorragende schweizerische Künstlerpersönlichkeiten berichtet, so auch über Albert Welti, dessen Landsgemeindebild er schon in der Nationalzeitung gewürdigt hatte, was ihm vom Maler einen, bei Adolf Frey übrigens nicht abgedruckten, ganz köstlichen Brief eintrug. Sonst hat er sich jezt, was nicht die Tageszeitung betraf, auf das literarische Gebiet beschränkt und zwar, zusammengehend mit den Verpflichtungen seines Lehrauftrages, auf die neuern Epochen der schweizerischen Literatur und die Zeit der großen Klassiker und ihrer nächsten Nachfolger.

Der Plan, Bächtolds Literaturgeschichte der Schweiz neu zu bearbeiten und zugleich bis zu den großen Dichtern des 19. Jahrhunderts fortzuführen, scheiterte an der Unmöglichkeit, für diese umfassende Arbeit den unbedingt notwendigen Urlaub zu erhalten. Gefler hat dafür zunächst als Berichterstatter über die einschlägigen Neuerscheinungen gewaltet, so im „Literarischen Zentralblatt“ über die unzulängliche schweizerische Literaturgeschichte von Jenny und Rossel, oder im „Literarischen Echo“ über die neue Literatur zu Hebel, Pestalozzi, Gefner, Gotthelf, Keller, Meyer und

über Lebende wie Federer, Josef Reinhart und C. A. Bernoulli. Erwähnung verdient auch der kleine Aufsatz im „Euphorion“, in dem er hinter dem Klang von Kellers „Jugendgedenken“ den der Goetheschen „Braut von Korinth“ nachweist und damit wenigstens für ein Stück von Kellers Lyrik den von Adolf Frey bestrittenen Einfluß Goethes wohl blindig dartut. Vor allem aber sind da zu nennen die beiden ausgezeichneten Stücke der „Allgemeinen deutschen Biographie“, die Darstellungen von Gottfried Keller und C. F. Meyer, die in ihrer knappen, klaren Haltung neben den andern, größeren Biographien der beiden Dichter ihren Eigenwert haben und behalten werden.

Den Klassikern und Nachklassikern gelten zunächst einige Kleinigkeiten im „Euphorion“ und in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“, Bemerkungen zur Quellenfrage von Goethes und von Schillers Balladen, die Deutung jener berühmten Stelle vom „Schnitzelkräuseln“ im „Faust“, der reichlich erläuterte Abdruck eines aus Basler Privatbesitz herrührenden Studentenstammbuches, das einen intimen Einblick in den ganzen Kreis des Göttinger Hains und dessen altdeutsche Interessen bietet. Größern Umfang hat der Jahrbuchaufsatz über „Kleist in Basel“, ohne allerdings besonders ergiebig zu sein. Ein Forschreiberrapport über die Ankunft der „Citoyens Kleist und Lohse, Mahler de Paris“ am 12. Dezember 1801, ein Eintrag Kleists in das Museums-gastbuch vom 21. Dezember, der Nachweis, daß die in Basel spielende Novelle „Der Zweikampf“ auch gar keine Reminiszenzen an unsere Stadt aufweist: das ist der ganze Ertrag. Mehr Bedeutung darf das Schulprogramm (1906) „Zur Dramaturgie des Bernauerstoffes“ beanspruchen, das die Behandlungen des Bernauerinnenthemas bei Hebbel und seinen Vorgängern und Nachfolgern miteinander vergleicht, und zu dem der Aufsatz in der Festschrift zur Philologen-versammlung von 1907 über „Franz Krutters Bernauer-drama“ einen interessanten schweizerischen Nachtrag liefert.

Recht eigentlich aus dem Drang entstanden, mit einer größeren Leistung über ein wissenschaftlich noch unbearbeitetes Thema seine Stellung als Literaturhistoriker zu rechtfertigen, ist endlich (1912) „Gertrud Pfander. Eine Schweizer Dichterin“. Das kleine, prächtig gedruckte, mit einer Zeichnung von Wilhelm Balmer geschmückte Buch geht zurück auf einen 1910 gehaltenen akademischen Vortragsvortrag, der, wie das Vorwort sagt, „an dem konkreten Beispiel das Wesen der Lyrik zu erläutern suchte“. Dem ersten Kapitel liegt dieser Vortrag zugrunde, und es gelingt ihm wirklich, an die Dichterin heranzuführen. Selbständigeren Wert aber beansprucht der zweite Abschnitt. Mit peinlicher Sorgfalt sind da neue Daten für den äußeren Lebensgang des früh verstorbenen Mädchens zusammengetragen, und allerlei Ungedrucktes vervollständigt das von Karl Hendell gezeichnete Bild ihrer literarischen Erscheinung. Wenn man etwas vermissen kann, so ist es trotz vieler zerstreuter feiner Bemerkungen die tiefere Erfassung der seelischen Probleme, die dieses, in mancher Hinsicht typische Leben bietet. Man spürt nicht genügend, wie der lebensgierige Realismus und die himmelstürmende Mystik, die beide in der Brust der Dichterin wohnten, beide auch aus der einen Wurzel des nur zuerst hoffenden, dann eben resignierten Lebenshungers sprießen. Leider sind auch die neuen Dokumente nicht so hoch zu werten, wie es Geßler tut, und die Anlage des Buches bringt es mit sich, daß auf künstlerisch Vollendetes recht Schwaches folgt, auf das reine Kunstwerk dessen, manchmal peinlicher Rohstoff. So wird der zuerst gespannt gemachte Leser mit einer gewissen Enttäuschung entlassen, während doch Gertrud Pfander in der Tat eine Dichterin war und Geßler das große Verdienst hat, nach Hendells Vorgang nachdrücklich auf sie hingewiesen zu haben, deren beste Gedichte wirklich gefühlstärker, jeder leeren Phrase harter Ausdruck eigenen seelischen Erlebens sind.

Etwas wie Ermattung ist in dem ganzen Buche unver-

kennbar. Man spürte auch ohne das Datum der Vorrede, daß man ein Werk aus kranken Tagen in Händen hält. In rastlosem Eifer, oft auch härterem Müßen gehorchend, hatte sich der im Grunde körperlich nicht kräftige Mann doch allzu viel aufgeladen. Ihm fehlte auch, was sonst ihm Ruhe geschenkt hatte. Der Kummer lastete auf ihm, und es ist, als ob er in nur vermehrter Tätigkeit etwas wie Vergessen gesucht habe. Es wurde mit der Zeit ein fast nervöses Arbeiten rein um des Arbeitens willen. Endlich überstieg die dreifache Belastung die Kräfte.

Von einem schweren Schlaganfälle im September 1912, der ihn für längere Zeit der Sprache beraubte, erholte er sich ziemlich rasch. Die Professur zwar mußte niedergelegt werden; aber mit der alten Lust und Liebe konnte er nach einem Jahre der Ausspannung die Schule wieder übernehmen. Er erlebte auch die Freude, daß die wiederhergestellte Gattin zurückkehren konnte in das sonnig ländliche Heim in Urlesheim, das er ihretwegen erworben und selbst immer lieber gewonnen hatte. Doch ein zweiter Anfall im Januar 1914 brach endgültig die einstige Energie und Lebensfreude. Wohl schrieb er noch weiter; es war ihm Bedürfnis, und der Arzt hatte dazu geraten, um den an Arbeit so Gewohnten nicht den Depressionen völliger Untätigkeit verfallen zu lassen. So ging aus seiner stillen Stube, wo ihn seine Bücher umgaben und dazwischen Jakob Burckhardts feiner Gelehrtenkopf und eine Kopie von Böcklins „Gartenlaube“ hingen, weiter Artikel um Artikel an die Druckerei der Zeitung, und auch die „Schweiz“, das „Jahrbuch“, der „Heimatschutz“ erhielten noch kleine Beiträge. Damals entstand die Schilderung von Urlesheim, deren günstige Aufnahme ihm noch so viel Freude machte, und entstand der mehrmals angeführte Aufsatz „Zwischen zwei Kulturen“, in dem er vielleicht doch selber sich noch über sein Werden und Wollen aussprechen wollte, bevor er scheiden müsse. Auch mit der Schule versuchte er

es wieder, in der Hoffnung, von Quartal zu Quartal wieder ein Pensum mehr übernehmen zu können. Statt dessen zwang ihn im Frühjahr 1916 eine Herzstörung zum Niederlegen jeglicher Arbeit und die weitere Verschlimmerung des Befindens endlich zu dem Entschluß, um seine Entlassung vom Gymnasium einzukommen. Es war ihm schwer geworden, eins nach dem andern zu lassen; dieser letzte Schritt hat den nicht wehleidigen, noch weichlichen Mann Tränen gekostet.

Auch in die Tatsache seines Leidens und den Gedanken an den herannahenden Tod hat er sich nicht leicht gefunden. Aber kein Freund hat ihn klagen hören, und dankbar hat er sich an dem gefreut, was ihm noch geblieben war. Er genoß das ruhige Zusammenleben mit der Familie, genoß die regen Besuche von Freunden und Bekannten, genoß sein Dorf mit dem Blick auf den Blauen und mit seinen Wegen am Waldrand und durch das Reb Gelände. Noch bewegten ihn lebhaft die Geschehnisse der Universität, und mit inniger Freude lebte er mit mehr Muße in seinen Büchern, besonders in seinem Goethe. Mit leuchtendem Auge konnte er berichten, was er bei dem ihm längst Vertrauten wieder Schönes gefunden, und voll Eifer vertiefte er sich in die neu erschienenen Briefe Christianens und setzte sich auseinander mit der eben herausgekommenen Goethebiographie von Gundolf. Er las die Korrekturen für den fälligen Band des Jahrbuches und sprach davon, im nächsten eine Auswahl der Verse herauszugeben, die Fritz Burckhardt zu Hebelstücken und anderen Hebelgelegenheiten gedichtet hatte. Noch war er in guten Stunden der Leiter des Gespräches und der heitere Erzähler von ehedem. Und keiner, der in dieser letzten Zeit ihn aufsuchte, ist von ihm gegangen, ohne beschämt zugleich und beglückt zu sein. Beschämt von der Standhaftigkeit und Heiterkeit, beglückt von der stets noch gegenwärtigen Fülle des Wissens und von dem guten Herzen, das nun lauter und ungehemmter sprach, als in den Jahren des Kampfes.

Unerwartet rasch erfolgte in der Nacht vom 20. auf den 21. November ein letzter Schlaganfall und eine Woche darauf, Sonntag den 26. November, der Tod. Eine öffentliche Bestattung hatte er sich ausdrücklich verboten. So gaben ihm am Dienstag darauf nur die paar Nächsten das letzte Geleite hinaus zu dem dörflichen Kirchhof. Die Schule aber und die Universität hatten es sich nicht nehmen lassen, dem Toten noch ihren Dank und ihre Anerkennung auszusprechen.

Gefhler teilt das Schicksal eines jeden Lehrers, der sein Bestes in Anregungen gibt, die andere weiterführen, während er selbst zu keinem großen Werke gelangt. Auch sonst hat sein Leben nicht alles gehalten, was es versprochen hatte. Den ersten Erfolgen, die ihm die Anerkennung angesehenster Männer eingetragen hatten und ihm selbst das Gefühl eines Berufenen gaben, sind nicht, sich steigend, immer größere und eigenartigere Leistungen gefolgt. Dem unendlich Vielbeschäftigten, immerfort zum Geben Gezwungenen fehlte die Muße zum ruhigen Ausbau des eigenen Wissens und Verstehens und der ganzen eigenen Persönlichkeit. Das mußte endlich zu einer Spannung führen zwischen Wollen und Leistung, eigener Potenz und äußerem Einfluß. Zu den daraus entspringenden Konflikten und Enttäuschungen trat Unglück in mannigfaltiger Gestalt an den Mann heran. Und doch, wenn man sich auch diesem Lebenslauf gegenüber die Frage nach Glück und Unglück stellt, so möchte man sich fürs Glück entscheiden. Gefhler ist viel Liebe zuteil geworden, und er selber hat vielen etwas sein können. Unverwüßliche Daseinsfreude und unzerstörbarer Humor haben ihn tapfer das Schwerste tragen lassen. Und es war kein zufälliges, sinnloses Leben. So sehr äußere Gelegenheiten bestimmend eingriffen, es war gebaut und geführt von einem festen, durch nichts zu brechenden Willen zur Tat.